

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

—
Fiffter Jahrgang.

4.

Sonnabend, 13. Januar.

1838.

Der griechische Maler.

(Fortsetzung.)

Wilhelm fand das Zimmer wieder, das er vor Jahren bewohnt. Noch hingen die alterthümlichen Kupferstiche auf der braunen Tapete, noch stand sein Schreibpult wie früher am Fenster, das auf den Garten führte. Er dachte sich zurück in seine Jugend, seine freudigen Kinderjahre, und Dankbarkeit füllte seine Brust. Er sah sich am Todebette seiner Mutter, weinend um den Verlust des Vaters, der als muthiger Krieger den Tod auf dem Walle gefunden: da hatte Vater Ahrend sich des elternlosen, vergessenen Knaben angenommen. Das Regiment des Vaters kehrte zurück in sein fernes Heimathland, aber treulich behielt der Edle das Kind des gefallenen Hauptmanns. Ein großes Talent für Malerei blitzte in ihm auf, keine Mühe, keine Kosten waren für seine Ausbildung gespart worden, bis er, nach Griechenland ziehend, dort Ehre, Glück und Liebe fand.

Lange noch schaute Wilhelm in den schneebedeckten Garten hinab, den Schauplatz seiner fröhlichen Spiele; dann suchte er sein Lager, und sein Traum führte ihn in die ewig grünen Myrthenwälder Lakoniens.

Im Reisegewande stand Wilhelm acht Tage später im Kreise seiner Lieben. Er verließ sie auf einige Zeit; denn er hielt es für die Pflicht der Dankbarkeit, der Stadt, die ihn gebildet durch herrliche Anstalten und treffliche Lehrer, die Gemälde zu zeigen, die er seit seinen Lehrjahren in Griechenland geschaffen. Sorgfältig gepackt, waren die Meisterwerke vorangeschickt worden, und der Künstler wollte ihnen nun nachreisen, die alten Lehrer und Bekannten wieder zu sehen und ihr Urtheil zu hören. Joseph, den er von Neuem herzlich lieb gewonnen, sollte ihn begleiten. Noch nie hatte dieser das deutsche Athen mit seinen Prachtwerken geschaut. Ihre herrlichen weltberühmten Denkmäler mußten dem künftigen Baukünstler von hohem Interesse sein.

So schieden denn die beiden Freunde aus der Vaterstadt und rollten freudig durch die alten Thore ihrer Bestimmung zu. Innig und offen schlossen sich auf dieser Reise die beiden Brüder aneinander; sie tauschten ihre Meinungen und Bekenntnisse gegen einander aus; ihre Liebe zu einander erstarkte mit der Erkenntniß ihrer gegenseitigen Vorzüge, doch fand der heitere, lebensfrohe Joseph einen kaum bemerklichen Trübssinn in der Seele des geistvollen Malers, der ihn befremdete. Er drang in ihn, und nachdem Wilhelm vergebens versucht, die Schwermuth wegzuleugnen, die den Spiegel seines Innern trübte, eröffnete er endlich am letzten Tage ihrer Reise dem treuen Joseph den Grund seines Kummers.

Wunderbar, in Wilhelms glühender Phantasie, seinem dichterisch entzückten Gemüthe hatte der Zauberhauch des Südens eine dunkle Idee geschaffen. Die melancholische Naturschöne Griechenlands, jene mythischen Spuren der Vorzeit hatten eine Art des Aberglaubens in ihm ausgebildet, an dem er mit festerer Treue hing und der sein Glück zu vernichten drohte; er glaubte an Ahnung und Träume. Mit wahrem Feuer redete er zu Joseph von dem Geistesleben, das er in den Ruinen des Peloponneses geführt von der wunderbaren Einwirkung der Ahnung auf das Leben.

„Der Schlaf ist die vollkommene Ruhe und Leidenschaftlosigkeit der Seele,“ sprach er, „und die Gestalten, die dann vor den bewegungslosen Spiegel des Geistes treten, sind Bilder der Zukunft und der Geheimnisse. Die Ahnung schlummert in jedem Menschen, aber nur in Wenigen erhebt sie sich zur geheimnißvollen regen Thätigkeit. Der geistige Blick, der durch das Dunkel der Zukunft dringt, ist unser sechster und höchster Sinn; denn er macht uns den Engeln gleich, wenn er uns auch mit Trauer und Wehmuth erfüllt. Ist komme ich mir vor, als stände ich auf einer Klippe im sturmbewegten Meere, alle Qualen der Erde in meiner Brust, aber ruhig schaue ich durch das Dunkel und trotz den Wettern mit dem Blick in die bessere Zukunft.“

So weit hatte Wilhelm gesprochen, als der Wagen anhielt. Sie waren angekommen; am Thore forderte ihnen der Unteroffizier die Mäße ab. Der Glanz, das Getümmel der prächtigen Stadt unterbrach die trübe Unterhaltung.

Gleich am folgenden Tage besuchte Wilhelm seine Freunde und Lehrer. Mit Entzücken wurde er von Ihnen empfangen, so wie auch Joseph, der ihn allenthalben begleitete. Wilhelms Gemälde übertrafen alle Erwartung. Höchste Korrektheit der Zeichnung wetteiferte mit dem herrlichsten Kolorit; Wahrheit und Natur sprach aus jeder Situation, aus jedem Zuge, aber vor Allem drückte eine gewisse Idealität, eine hohe, phantasiereiche Auffassung seinen Schöpfungen das Siegel des Genies auf. Wilhelm stellte seine Gemälde auf der Kunstausstellung auf, die in einigen Tagen geöffnet werden sollte. Bald waren diese verkossen. Aus ganz Deutschland waren Kunstkenner herbeigeeilt, die berühmte Ausstellung in Augenschein zu nehmen; es waren Meisterstücke aus allen Schulen eingesandt worden; aber Alles überstrahlten die genialen Schöpfungen des griechischen Malers.

Wilhelm schwamm in Wonnen; er lebte nur seiner Kunst, seinem Entzücken, und Joseph theilte des Bruders hohe Freude, die ihn von trüben Gedanken abzog. Wilhelm erhielt eine Einladung zum Fürsten. Klopfenden Herzens nahte er dem großen Kunstfreunde, der ihn mit den schmeichelhaftesten

Neußerer
musterter

„Sind die
Götterw
schwollen
Allem,
Ihr best
Zara's
rankt vo
die Göt
und gro
Conne!
zähle ih
W

vorgezau
seines T

Dieser
ihn bat

Z
erstaunt
Es war

In einer
hingeris
bleiben,
widerstan
sand er

„
darf ich
lich sein
schlitten

D
Mäcena
die Hei

D
Stadt r
Thränen
Nähe er
Gespräch
beschäfti
nen Bi

„ein sel
Welt
sie zu
läßt sich
jener

Kenferungen der Freude empfing. Er fuhr mit ihm auf die Ausstellung und musterte in seiner Gesellschaft seine Gemälde.

„Herzlich! unübertrefflich!“ rief der Fürst aus. „Ihre Schöpfungen sind die Krone des ganzen Saales. Welcher Liebreiz in dieser Leda, welche Götterwollust im schwimmenden Auge! Und diese Gestalt, hingegossen auf dem schwellenden Moose, bespielt von den Silberwellen des Eurotas. Aber vor Allem, lieber Ahrend, diese Diana auf den Trümmern ihres Tempels; es ist Ihr bestes Werk. (Wilhelm hatte es nach jener Szene entworfen, die ihm Zara's Bekanntschaft verschaffte.) Die weißen Marmorblöcke des Tempels, umrankt von üppigem Grün; und zwischen den Trümmern auf dem freien Plage die Göttin mit dem unennbar holden Antlitz, in dem Wehmuth, Melancholie und große Erinnerungen spielen. Diese Gestalt im Golde der untergehenden Sonne! Das Bild ist unschätzbar. Aber setzen Sie mir einen Preis — ich zahle ihn.“

Angen trennte sich Wilhelm von dem Bilde, das seine erste Liebe hervorgezaubert. Aber im Augenblick freute sich der Stolze nur der Anerkennung seines Talentes durch den kunstsnigen Fürsten. Er bot es ihm zum Geschenk. Dieser behielt ihn zur Tafel bei sich, und entließ ihn dann mit der Bitte, ihn bald zu besuchen.

Zu Hause fand Wilhelm eine wahrhaft königliche Belohnung, die der erkauete Joseph so eben aus den Händen eines Hofbeamten empfangen hatte. Es war aber dies nicht die einzige Gunstbezeugung des großmüthigen Fürsten. In einer zweiten Unterredung, die Wilhelm mit ihm hatte, äußerte der Fürst, hingerissen von dem Geiste und dem Talente des Malers, den Wunsch, er möge bleiben, und in seiner Nähe der nöthigen Ruhe sich erfreuen; aber Wilhelm widerstand den größten Anerbietungen, und als der Fürst in ihn drang, gelang er ihm erstöhend das Band, das ihn an Griechenland fesselte.

„Ah! da hinaus läuft ihre Weigerung,“ sprach lächelnd der Fürst, „da darf ich freilich nicht hindern. Aber halt! ich kann Ihnen dort vielleicht nützlich sein. Schon lange sucht dort eine Person, die mir nahe steht, einen geschickten Maler: ich werde Sie empfehlen.“

Das war mehr, als Wilhelm gehofft hatte. Er küßte gerührt seines Mäcenas Hand und nahm Abschied, um sich mit seinen Gemälden wieder in die Heimath zu begeben.

Der Reisewagen hielt wieder vor der Thür. Die Brüder verließen die Stadt mit dankbarer Wehmuth, besonders des Malers Augen füllten sich mit Thränen, als er zum letzten Male nach den Thürmen hinüberblickte, in deren Nähe er sich so glücklich gefühlt hatte. Im Verlauf der Reise lenkte sich das Gespräch allmählig wieder auf das Thema, das die Freunde auf der Herfahrt beschäftigt hatte. Joseph brang auf nähere Erklärung, und Wilhelm gab seinen Bitten nach.

„Bisweilen höre ich einen merkwürdigen wunderbaren Ton,“ sprach er, „ein sehnfüchtiges, unheimlich tönendes Rauschen. Diese Stimme aus jener Welt klingt um mich, wenn das Unglück sich mir naht. Oft schon suchte ich, sie zu übertäuben durch ausgelassene Freude, Jubel und Lust, aber das Unheil läßt sich nicht zurückweisen; mitten im Scherz überschlich mich das Schicksal — jener Wanderton täuschte mich nie.“ Auf die Frage: wo er ihn zum ersten

Wats gehört? erwiderte Wilhelm: „Als ich, fünf Jahre alt, mit meinen verstorbenen Eltern dem Heere folgte, das an die Grenze zog, vernahm ich ihn öfters; er deutete mir ihren Tod. Damals fragte ich weinend, woher er wehe; aber die Mutter sprach, der Wind sei es, der durch die langen Weidenreihen rausche, die in meinem Vaterlande durch ihre traurige Monotonie ermüden. Meine Eltern starben. Ich stand an der blutigen Leiche meines erschossenen Vaters, an dem Sterbebette meiner Mutter: da war mir, als flüsterte derselbe Ton, aber tröstend auf das Jenseits mich verweisend, an mein Ohr; ich wußte nun, es war die Stimme des Schicksals. In allen schmerzlichen Vorfällen machte er mich im Voraus gefaßt, und erst vor zwei Monaten noch hörte ich die warnende Stimme; aber noch hat sich meine Ahnung nicht verwirklicht.“

(Beschluß folgt.)

Der moderne Brustkranke.

Unsere Jugend treibt es im Bestreben, Aufsehen zu erregen, so weit, daß sie sogar Krankheiten dazu benützt. In Paris ist es jetzt en vogue, Brustkrank zu scheinen; anstatt daß man früher, wenn man ein Brustübel hatte, es mit Geduld und dunkler Zurückgezogenheit ertragen, affektirt die französische Jugend, bei jeder Gelegenheit Brustkrank zu heißen, in dem Wahn, durch das zur Schutragen eines gefährlichen Leidens recht interessant zu werden. Bald wird es eines eigenen Lehrbuches für die Kunst bedürfen, mit Grazie zu husten oder mit Anstand verschleimt zu sein. Um den Ruf eines Brustkranken sich zu erwerben (sagt der Charivari), reicht es jetzt nicht mehr aus, eine blass Gesichtsfarbe und schlechte Lungen zu haben. Der echte Brustkranke nach der Mode muß in seinem 23. Jahre seine Rolle zu spielen anfangen, und im 30. Jahre enden. Wenn irgend ein braver Junge, der sich zu schwach fühlt, um durch Geist oder Talent den Ruf eines Originalgenies zu erringen, dem noch von dem lebhaftesten Wunsche beseelt ist, auf irgend eine Weise interessant zu werden, so wirft er sich voll Verzweiflung in die Arme einer erheuchelten Brustkrankheit. Sobald nun sein Entschluß zu dieser Rolle feststeht, ist sein Leben eine feste, ununterbrochene Komödie, wobei ihm nur der Schlaf einige kurzdauernde Ruhepunkte gönnt. Mit seiner Garderobe wird eine gänzliche Reform vorgenommen: Schwarz ist die einzige Farbe, die ein dem Grabe gewidmeter Mensch tragen darf, er nennt dies seine im Vorhinein angelegte Trauer. Die weiße Krawatte und das weiße Gilet sind nun auf immer verboten, und selbst das weiße Hemd sucht er unter den Falten eines schwarzen, eng an die Brust schließenden Kleides zu verbergen. Man sieht ihn auf allen Bällen und Soireen. Sein Anzug ist höchst einfach; das Haar fällt als Trauererweide über die höhlenreichen Wangen, die rechte Hand steckt bis auf den Ellenbogen im Gilet, die linke unterstützt den wüsten Kopf, der von Leiden und Ideen ganz erdrückt ist. Unser Brustkranke sucht gewöhnlich einsame Orte auf. Man sieht ihn am Fenster, am Kamin einsam und melancholisch. Von Zeit zu Zeit brüht er krampfhaft an die blassen Lippen ein feinbattistenes Schnupftuch. Dieses wiederholt er, so oft er beobachtet zu werden glaubt und es soll

das ge
und si
läßt s
rufe v
der B
Er Kli
man g
weint
tier —
mit de
staunt,
schon h
kommt
voys's
zu jede
betracht
lich nin
daß irg
ter, sich
kranken
lich ihr
gen, ist
zerbrich
tigem P

A

Ve
nizettis
reiche D
10. d. A
und zwai
unsere K
sagen, i
stemale
halte hö
einigen
sie, selbst
rese Min
nur eine
dem gen
phantasie
dem sch

das gewaltsame Zurückhalten eines qualvollen Hustens bedeuten. Er tanzt nie, und sieht die vollen Schüsseln mit kaltem, theilnahmlosen Blick vorübertragen. Läßt sich dann eine, wenn auch alte Frau durch diese Grimassen zu dem Ausrufe verleiten: „Ach! der arme junge Mann! Schon in diesem Alter . . .“ der Brustkranke ist außer sich vor Freude, seine Blässe ist gleich dahin. — Er kimpert die Guitarre, und macht Elegien. Wenn man ihn hört, sollte man glauben, er sei auf dem Punkt, den letzten Athemzug zu holen, und weint Jemand eine Thräne um sein trauriges Loos — und sei es sein Portier — er zahlt ihn reichlich. Bei Tische lebt er enthaltsam. Er begnügt sich mit den Lippen das Flügelchen eines Kepphuhns auszusaugen. Alle Welt staunt, Andere bedauern ihn, und er triumphirt im Herzen, und denkt sich schon bei dem ersten besten Zuberbäler zu entschädigen. Sobald der September kommt, hüllt er sich in einen gutwattirten Schlafrock, und läßt sich Millevoye's Werke aus der nächsten Leihbibliothek holen. Uebann kann man ihn zu jeder Stunde des Tages in die Lektüre irgend einer melancholischen Herbstbetrachtung „über das Abfallen des Laubes“ u. s. w. vertieft sehen. Gewöhnlich nimmt diese Komödie einen glücklichen Ausgang. Es trifft sich nicht selten, daß irgend eine blonde und melancholische Engländerin, von etwas reifem Alter, sich von der Blässe und dem sentimentalischen Wesen des vorgebliehen Brustkranken blenden läßt, ihm ihre Hand, ihr Herz, ihre Zärtlichkeit und endlich ihre 30,000 Pfund jährliche Renten anbietet. Von diesem Tage anfangen, ist der Kranke wie neu geboren, und schöpft neue Lebenshoffnungen. Er zerbricht die Guitarre, verbrennt seinen Millevoye, nährt sich nur mit kräftigem Rindfleisch, mit einem Wort, er wird ein ganz anderer Mensch.

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Theater.

Des H. (Anna Bolena.) Donizetti's schönstes Werk, die melodienreiche Oper „Anna Bolena“ ging am 10. d. M., neu in die Szene gesetzt, und zwar in 4 Akten eingetheilt, über unsere Bühne. Beinahe könnte man sagen, daß wir diese Oper zum erstenmale in Vesth in ihrem wahren Gehalte hörten, denn so wie sie uns vor einigen Jahren vorgeführt wurde, bot sie, selbst unter Mitwirkung einer Theaterschule und einer Agnese Schebest, nur eine höchst mangelhafte Idee von dem genialen Schöpfungstalent des phantastischen Meisters dar und mit dem schnellen Verschwinden des Ton-

werkes, verlor auch bei uns der Komposteur seinen anderwärts wohlverdienten Ruf. Jetzt bewegten sich bessere und zweckmäßiger vertheilte Kräfte in diesem lieblichen Tonwerke u. es ließ uns Schönheiten gewahren, die wir früher darin nicht entdecken konnten, verschaffte uns Genüsse, die es uns vorher nicht gewährte, Donizetti hat nun auch bei uns Kredit erlangt, und „Anna Bolena“ wird auf dem Repertoire verbleiben. Wir wollen nun hiermit dieser Kunst nicht unbedingtes Lob spenden, sie ist von den meisten Gebrechen nicht frei, die man den weltlichen Kompositionen zum Vorwurf macht, namentlich steht es — wenn auch nicht durchaus, doch hier u. da — mit der

Charakteristik etwas locker und unbestimmt; auch ist das Buch von Romani, wie alle seine Operntexte sehr verworrenen Natur; aber nichtsofortweniger war der Totaleffekt der Oper ein sehr günstiger. Die lieblichen Weisen wirkten wohlthuend auf Herz u. Ohr und die Mitwirkenden entwickelten Talente, wie wir sie im Vereine hier fast noch nie sahen. Dem. Henriette Carl gab die Anna Bolena und war in jeder Hinsicht eine großartige Erscheinung. Der Adel und die Majestät in Gang und Haltung, die Grazie der Bewegungen, das reiche und glänzende Kostüm waren wahrhaft königlich zu nennen. Dem. Carl allein hätte schon die Oper aufrecht gehalten, denn sie war Meisterin ihrer schwierigen Aufgabe. Sie kennt die italienische Musik durch u. durch; sie weiß jeder Note einen unennbaren Reiz zu ertheilen, und ihren Söhnen einen Schatz von Verzierung und einen Schmuck zu verleihen, die den gebildetsten Geschmack beurkunden. Sie führte ihren Part, der ganz in dem Bereiche ihrer umfangvollen Stimme liegt, mit einer solchen Gleichartigkeit durch, daß es uns schwer wird, einzelne Momente herauszuheben; es hatte Alles eine und die richtigste Farbe. Innigkeit und Wärme begleiteten ihren Gesang. — Das Publikum nahm ihre Leistung enthusiastisch auf, sie ward mehrere Male nach Aktchlüssen u. Szenen gerufen. Ein recht artiges und sinniges, aus dem Polnischen überseztes Gedicht flog zu ihrem Lobe auf das Parterre, und ihre Stirne ward mit einem wohlverdienten Lorbeerkranz geschmückt. Gedichte und Kränze gehören, gottlob! jetzt wieder zu den Seltenheiten in unserm Theater und es freut uns, daß endlich bloß dem wahrhaft Verdienstvollen diese Auszeichnung zu Theil wird. — Nächst der Dem. Carl müssen wir

Hrn. Kaler (Helnrich VIII.), der seinen Part erst vor wenigen Tagen übernommen haben soll, die vollste Geduldigkeit widerfahren lassen. Er sang mit allem Aufwande seiner herrlichen, mit dem schönsten Wohlflange begabten Stimme und war auch im Spiele gewandt u. imponirend. Er erhielt großen Beifall. — Hr. Stoll (Percy) gab uns die erfreulichsten Belege, wie weit er auf der Bahn der Kunst vorgeschritten ist. Wir fangen bereits seine Jugend und sein noch kurzes Bühnentalent zu vergessen an. Dieser junge Sängergestalt ist nicht nur im Besitze eines höchst angenehmen, kräftigen und biegsamen Tenors, sondern bringt auch Ausdruck und Energie in seinen Vortrag, und jeder Ton beweist, wie fest er in das Technische seiner Aufgabe eindringt. Er erhielt allgemeine Theilnahme. — Dem. Rauch (Johanna Seymour) leistete sehr Erfreuliches und steigt mit Recht sehr in der Gunst des Publikums. Nur wäre ihm eine etwas mindere Einseitigkeit in Aktion und Haltung zu wünschen *). — Dem. Vadjera (Vage) war sehr lieblich. Sie sang einfach, aber gemüthlich schön; besonders trug sie die Cavatine im 2. Akt sehr wirkungsvoll vor. Im Spiele war sie, wie immer, sehr graziös. — Herr Röger (Lorb Rochesfort) war verdienstlich. — Chor und Orchester brav. — Das Haus war, besonders die Logen, ziemlich besetzt. Der Oper steht aber

*) Die 3 Anzüge der Demois. Rauch zeichneten sich auch durch besondere Nettigkeit und Geschmak aus. Sie sind von dem hürgerlichen Damenschneider Hrn. Joseph Freund in Vesth (große Brückengasse, Faysches Haus, No. 610) verfertigt, der, außer in allen Arten Damenkleidern, besonders in Theaterkostümen und Ballgarderoben eine vorzügliche Geschicklichkeit beurkundet. Seine Arbeiten sind eben so passend, als elegant adjustirt.

bet de
fere

weil
tetrist
Gebiet
reichst
stand
ter z
Kunst
gesell
beli
Zeit
gehöre
der zu
Auffsch
Heraus
kein
stellun
das J.
zwei
für das
Zahl,
nal nie
Dieses
er vor
herzlich
gialisch
aus die
nend,
in unse
Journa
steigt,
so freu
auch se
kreises
sichtlich
tut den
vorwärt
dreiß
bergeb
dieser
te. Ab
Rebakte

bel der Wiederholung eine weit größere Theilnahme bevor.

Mignon-Zeitung.

Wien. Einen erfreulichen Beweis für die große Vorliebe zur belteristischen Literatur, namentlich im Gebiete der Journalistik, in der österreichischen Monarchie dürfte der Umstand liefern, daß Bäuerles Theaterzeitung, Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und gesellschaftliches Leben, obgleich immer zu den beliebtesten und gelesensten Zeitschriften Deutschlands gehörend, im heurigen Jahre, trotz der zunehmenden Konkurrenz, einen Aufschwung erhalten hat, davon der Herausgeber selbst seit dreißig Jahren kein Beispiel erlebte. Die erste Bestellung des Wiener Oberpostamtes für das J. 1838 betrug ein Tausend zwei und vierzig Exemplare, bloß für das Ausland u. die Provinzen, eine Zahl, die selbst manches politische Journal nicht aufzuweisen hat. — Einsender dieses glaubt sich nicht zu irren, wenn er voraussetzt, daß der Spiegel, sich herzlich freuend, wenn es einem kollektionalischen Blatte so gut ergeht und aus diesem Antheile recht wohl erkennend, daß auch im Allgemeinen in unserer Monarchie die Vorliebe für Journale und Zeitungen immer höher steigt, diese günstigen Ergebnisse um so freudiger zur öffentlichen Kenntniß auch seines sehr ausgebreiteten Leserkreises bringen wird, als hieraus ersichtlich wird, wie blühend das Institut der Theaterzeitung noch immer vorwärtsschreitet u. wie der einunddreißigste Jahrgang nur eine Wiege der hoffnungsvollen Jugend dieser Zeitschrift zu nennen sein dürfte. Aber die ämßige Thätigkeit des Redakteurs Hrn. Adolf Bäuerle ist

eben so erstaunenswerth, als sie vielleicht ohne Gleichen dasteht.

Dr. St.

Buntes aus Paris. Wie hart sich bisweilen die Theaterkritik in Frankreich, der Wiege u. dem Adoptivaterlande der Galanterie, selbst gegen das weibliche Personale äußern kann, möge aus der folgenden, von dem bekannten Feuilletonisten Gauthier ausgegangenen Beurtheilung der Tänzerin Mlle. Fig:James, in dem Opéra-Ballet: „Le Dieu et la Bayadère“, entnommen werden, „Mlle. Fig:James,“ heißt es darin, „hat mit einer Bayadère Nichts gemein. Der „Figaro“, dieses Journal von stehender Wahrheit, behauptet, Mlle. Fig:James würde in einem Gemüse-Ballet die Rolle eines Spargels sehr gut geben; das kann wohl übertrieben sein, allein Mlle. Fig:James spielt die Bayadère sehr schlecht. Wir wissen wohl, daß es von ihr nicht abhängt, voller zu sein, allein der Anblick eines kümmerlichen Neufers ist stets unangenehm für ein Publikum. Man darf nicht vergessen, daß die erste von einer Tänzerin zu fordernde Bedingung die Schönheit ist, sie hat keine Entschuldigung wegen ihrer Häßlichkeit, und man kann ihr solche so gut vorwerfen, wie man einer Schauspielerin ihre schlechte Aussprache vorwerfen würde. Der Tanz ist nichts Anderes, als die Kunst, elegante und korrekte Formen in verschiedenen, der Entwicklung der Linien günstigen Stellungen zu zeigen; man muß durchaus, wenn man eine Tänzerin wird, einen wo nicht vollkommenen, doch wenigstens graziosen Körper haben. Mlle. Fig:James hat keinen Körper; sie wäre selbst in der Rolle des Schattens nicht substanzvoll genug; sie ist durchsichtig, wie eine bleierne Laternenröhre, u. läßt die hinter ihr zappelnden Figuranten

vollständig buchshelnen. Der Tanz ist wesentlich heidaisch, materiell u. kunstbildend, die Arme der Mlle. Fitz-James sind so ätherisch, so wie ihre Beine zu sehr farter Art sind; sie ist mager wie eine Eibehse, wie eine Seidenraupe; an ihrer Stelle würden wir versuchen, und auf sechs Monate mit orientalischem Kaissa, analeptischem Sago, und arabischem Kacahout zu füttern. — Vor vielen Jahren kam ein Waisenknaabe nach Paris und lernte die Violine. In einer Gesellschaft seines Onkels sang der Sönger Garat. Der Knabe machte in Gedanken eine künstliche Passage desselben nach, worauf Garat sich umwandte und sagte: „Wirf die Geige weg, du sollst Singen lernen; ich werde dich unterrichten.“ Der Gesang des Waisenknaaben wurde schon nach sechs Wochen bewundert, und der Knabe starb zuletzt, betrauert von ganz Frankreich, als der große Sönger und Schauspieler Martin.

Local-Zeitung.

Karneval. Der große Maskenball, verbunden mit einer Lotterie, den der Pesther wohlthätige Frauenverein am 7. d. M. im Redoutensaal gab, zeichnete sich durch hohe Eleganz und Fashionabilität aus. Der Reichthum, die Pracht und der Geschmak in den Anzügen, so wie die Phantasie und die Originalität in den Masken boten einen brillanten Anblick dar. Die Zahl der Anwesenden mochte ungefähr 1600 gewesen sein, und während sich die Menge bis nahe an den Morgen ergözte, und volle Ursache hatte mit dem trefflichen Orchester des Hrn. Böhl, so wie mit allem Andern zufriedeu zu sein, ward durch diese Unterhaltung manche Thräne der Armuth getrocknet. Seil den edeln Frauen, und ihrem Segen bringenden Vereine!

Morgen, Sonntag, den 12. d. M., veranstaltet der Pesther und Diner Musikverein einen Maskenball in den Redoutensälen, der wohl an Frequenz und Aufwand zu den vorzüglichsten Unterhaltungen in diesem Karneval zu rechnen sein dürfte.

Halbscheiger Preis 4. fl., mit freier Postzulendung 5 fl. Auf Vellinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Pest (Festung, außerhalb des Wasserthors) in E. Mikser und S. Tomala's Kunsthandlung zu Pest und bei allen k. k. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

— Einleittkarten zu 48 kr. E. M. sind an den bekannten Orten zu haben. Abends an der Kassa ist das Entree 1 fl. E. M.

Auch der freundliche u. altberühmte Saal „zu den sieben Churfürsten“ in Pesth wird heuer wieder den Karnevalsfreunden Raum geben. Der thätige Unternehmer, Hr. Hauer, hat die Lokalität sehr geschmackvoll neu decoriren lassen und für ein treffliches Orchester, unter der Leitung des bekannten Musikdirectors Hrn. Grünfeld, gesorgt. Die Restauration des Hrn. Hauer ward von jeher gelobt, u. wird gewiß auch heuer ihren Ruf behaupten, so daß wir diese Ballunterhaltungen, besonders für Personen, die gesellige Vergnügungen in einem engeren Kreise vorziehen, besond'ers empfehlen können. — Morgen, Nachmittag 3 Ubr, findet in diesem Saale die Musikprobe, zur Benefiz des Hrn. Grünfeld Statt, wobei man sich von der Tüchtigkeit des Orchesters wied überzeugen können.

Todesanzeige. Am 7. d. M. starb hier, nach einer langwierigen Krankheit, Mad. Minna Plehl, geb. Flache, Söngerin des hiesigen Theaters, im 30. Jahre ihres Alters. Die verstorbene Künstlerin war ausgezeichnet in ihrem Fache, sie war lange der Lieblich der Bühnen zu Breslau, Leipzig, Hamburg &c. und auch bei uns wird ihre Norma, the Romeo, ihre Julie (sie gab beide Partchien in Bellinis Oper gleich trefflich), ihre Helene u. s. w. in ihrem Ansehen bleiben. Sie hinterläßt einen trostlosen Watten (den ehemaligen Director des Breslauer Theaters, Hrn. Plehl) und zwei unmündige Kinder. Friede ihrer Asche!

Französische Sprache. Ein geborner Pariser, der seiner Muttersprache vollkommen mächtig, und dieselbe mit der reichsten Ausprache zu lehren fähig ist, wünscht einige Stunden des Tages, entweder zur Konversation oder zum Unterrichte zu erhalten.

Eine geborne Französin wünscht zur Lektüre und Konversation in ihrer Muttersprache einige Stunden zu erhalten.

Zu erfragen auf dem Servitenplatz, No. 421, 2-ten Stof.

Modenbild. Nr. 2.

(Paris, 30. Dezemb.). Neueste Herrenanzüge.

5.

in ihn
nem M
daß nach
ihrer G
anmelde
dem jun
nung sa
verhäng
Sohn d
stolzer
nete; w
jener S
Zornes.
wir Fre
vor mei
S
Felsent
aber ich
bestimm
den Ka
sank; d
den Mi
Nähen
nächsten